

lungen Pfeiffers, Germ. XI, 446, und der Aufsatz von G. Maier in Kluges Zeitschrift I, 281 gegenwärtig sein, der übrigens auch in meiner Geschichte der deutschen Sprache verzeichnet steht. Der Germanist würde auch bei dem Typus *anhero*, *hinfüro* (S. 205) festgestellt haben, dass es sich um Kanzleiwörter handelt; dagegen zeugen nicht „die“ mitteldeutschen Mundarten mit dem einen *hinfüro* aus dem Hennebergischen und dem einen *nunmehrö* aus der Rochlitzer Pflege (*zuforto* gehört überhaupt nicht hierher). Mit dieser Feststellung schwindet auch die Möglichkeit, in diesem -o ein mundartliches ö = „auch“ zu sehen, die auch aus anderem Grunde abzuweisen ist. (Vgl. meine Bemerkungen in der Festschrift für Ehrismann S. 192 f.)

Ich komme nun zu der Darstellung der Mundarten. Hier muss ich zunächst eine allgemeine Bemerkung machen gegenüber dem Verwerfungsurteil, das Sütterlin über den Sprachatlas ausspricht. Ich halte es für ein grosses Unrecht, über diesen ein Urteil zu fällen, wenn man ihn nicht genau kennt. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, dass der Begründer des Sprachatlas selber die naheliegenden Bedenken erwogen hatte, die S. geltend macht. Dass der Sprachatlas nicht eine phonetisch völlig zureichende Aufnahme der Laute ersetzen will und kann, ist selbstverständlich. Im übrigen: wenn Sütterlin auch nur ein paar Stunden mit den Marburger Herren am Atlas gearbeitet hätte, würde er gesehen haben, dass seine Bedenken wie Spreu im Winde zerstreuen. Gegenüber den abfälligen Aeusserungen von Sütterlin und Hirt verweise ich auf die begeisterte Anerkennung durch Arthur Hübner in seiner Schrift über die Mundart der Heimat, der wochenlang in Marburg gearbeitet hat. Ich selbst habe zahlreiche Arbeiten über hessische Mundarten veranlasst, und fast jeweils hat sich bei der Sonderforschung der Atlas glänzend bewährt.

Was nun die ungemein reichen Sammlungen Sütterlins von mundartlichen Tatsachen betrifft, so ist es ganz selbstverständlich, dass eine wirkliche Vollständigkeit nicht erreicht werden konnte. A. Pfalz hat in eingehender Nachprüfung gezeigt, dass in der Schilderung bairisch-österreichischer Erscheinungen beträchtliche Lücken und Ungenauigkeiten bestehen (Die Neueren Sprachen 32, 395), und Müller hat einen ähnlichen Nachweis für das Sächsische geführt (Zs. des Sprachver. 1924, 86 f.). Recht empfindlich ist, dass die grossen Wörterbücher nicht genügend zu Rate gezogen worden sind. Der Ausfall des *n* in *Abend* begegnet nicht bloss in Imst, Appenzell, Brienz, „fränkisch“ (was heisst das?), sondern in ganzen grossen Gebieten der Schweiz, im Elsass, im Schwäbischen; der in *eweg* (= mhd. *enweg*) ist nicht nur vogtländisch, sondern auch baslerisch, elsässisch, schwäbisch und begegnet in Rappenaun, in Oberhessen (Crecelius II, 898; Weigand, alte Aufl. II, 1061). Bei Durchsicht der Wörterbücher würde auch das *u* vor *ck* ohne Umlaut eine ganz andere Darstellung erhalten haben (129 u. 131). Uebrigens dürfte auf S. 129 das wichtige *Bruck* mit den zahlreichen Ortsnamen nicht fehlen, so wenig wie auf S. 120 oben das Wort „Rucksack“. Andererseits wäre festzustellen gewesen, dass das Wort *Glück*, soviel ich weiss, oberdeutsch nicht ohne Umlaut erscheint; es ist doch offenbar Fremdwort; das einheimische Wort ist *G'fell*, das positive Wort zu unserem *Unfall*. Der Umlaut von *manch* ist nicht bloss kölnisch (130), sondern gilt weithin in der Schweiz, in der südlichen

Hälfte des Schwäbischen, im Elsässischen¹. In als Zeichen des Dativs begegnet nicht nur im Oesterreichischen, sondern auch in der Schweiz, im Elsass, im Schwäbischen (hier nur bei Personenbezeichnungen). *j* als Anlaut von *Georg* eignet nicht nur dem Aargau sondern auch dem Elsass, ist „wohl allgemein verbreitet“ im Schwäbischen; auch als Anlaut von *Gips* ist es nicht auf den Aargau beschränkt, sondern begegnet auch in Basel, Murten, Solothurn, im Elsass.

Zu Nutz und Frommen der vermutlich kommenden zweiten Auflage (die hoffentlich auch ein Register bringt) gebe ich noch eine Reihe von Bemerkungen zu einzelnen Punkten. S. 94: hier sind die lautlichen Kennzeichen der Md. falsch angegeben (richtig S. 37). — S. 35: als Kennzeichen des Nordbayerischen kann man wohl *lieb*, *goud* anführen, aber nicht *höut*. — S. 125: für den Umlaut von *iu* sollen nur die Mundarten gewissen Anhalt geben: vgl. aber Germ. 34, 370. — S. 126: *langbärlig*, *zweischläfrig*, *hemdsärmelig* sind keine Zusammensetzungen, sondern Zusammenbildungen, ebensowenig *Freimauerei*, das Ableitung von *Freimaurer* ist. — S. 126: *Schultheiss* ist kein Gegenbeispiel gegen die Umlautung durch *ei*, denn *l* + dentalem Verschlusslaut ist umlauthemmend. — S. 130: das *ü* von *Jüd* bedürfte der Erklärung. — S. 192: für das angebliche Nebeneinander von *brät* und *wäch* im Hessischen würde ich gerne Zeugnisse kennen lernen; wo es *brät* heisst, heisst es nach meiner Kenntnis auch *wäch*, und wo es *wäch* heissen soll, heisst es *brät*. Aber die Form *wäch* selbst ist nur von ganz beschränkter Verbreitung; was sonst so klingt, ist tatsächlich nur ein *wach*, wo auf *a* ein palatales *ch* folgt, in Fortsetzung des ursprünglich in *weich* stehenden Lautes. — S. 199: mit mhd. *iu* hat Luthers „Hausrecken“ schlechterdings nichts zu tun. — S. 201: *Herzöge*, *Bischöfe* sind reine Analogiebildungen, haben mit den Lautgesetzen der Tonsilben über den Umlaut keinen Zusammenhang. — S. 216: Sütterlin hat nicht bemerkt, dass die Belege für Wegfall einer Eingangssilbe in Fremdwörtern weitaus überwiegend solche mit vokalischem Anlaut sind. Ich füge noch *Stiefel* (aestivale) hinzu und verweise auf ahd. *spisa* (expensa), *spanon* (exponere), mhd. *Pülle* (Apulia). — S. 289: den Satz über Verners Gesetz verstehe ich nicht. — S. 392: *jeder* entsteht nicht aus *je* + *weder*, sondern geht über *iowedar* auf *iogihwedar* zurück. — S. 393: weshalb *einander* „ursprünglich beide Teile verändern musste“, ist mir unklar². — S. 473: hier immer noch der alte Streitbergische Irrtum, dass alle Präfixe perfektivierend seien; bei *be-* ist das ganz gewiss nicht der Fall. — S. 695: dass in *ich habe ihn gehen heissen*, *gehen sehen* alte *ge-*lose Partizipien vorlägen, sollte doch nicht immer wieder als möglich hingestellt werden. — S. 491: bei der Abgrenzung von *haben* und *sein* in der Praeteritalumschreibung dürfte doch wohl mein Aufsatz: „ich habe geschlafen“, Zs. f. d. Ph. 32, 64, f. genannt sein, der den Ausgangspunkt für Pauls „abschliessende“ Abhandlung gebildet hat.

G i e s s e n .

O. B e h a g h e l .

Ludwig Wolff, Studien über die Dreikonsonanz in den germanischen Sprachen. Berlin, Ebering. (Germanische Studien, Heft 11.) 190 S. 8°.

So ziemlich das einzige, was ich an dem Buche auszusetzen habe, ist sein Titel, der undeutlich ist. Es handelt

¹ Er erscheint auch bei Hebel! ² Siehe meine Syntax I, 410.

sich nicht um etwas, was dem Trilateralismus der semitischen Sprachen verwandt wäre, sondern um dreifache Konsonanz, um die Schicksale, die eine solche erfährt durch Angleichung, Ausstossung, Umstellung. Einen ungemein reichen Stoff hat der Verf. zusammengetragen, aus den Wörterbüchern der älteren germanischen Sprachen wie der heutigen Mundarten, aus Dialektgrammatiken, aus selbständiger Durchsicht älterer Quellen. Besonders wichtig ist die umfassende Heranziehung der Orts- und Personennamen, der Pflanzen- und Tierbezeichnungen, wo Analogiewirkungen ziemlich ausgeschaltet sind. Umsichtig sind überall verschiedene Möglichkeiten erwogen. So lernen wir eine Reihe von Lautgesetzen kennen, die durch unterschiedliche germanische Sprachen durchgehen; so erhalten wir manche gute neue Wortdeutung, wie die Zurückführung von *schutzen* „schaukeln“ auf *schupfezen*.

Eine Möglichkeit der Erklärung ist kaum in Betracht gezogen: dass nämlich ganze Silben ausfallen können, ehe die dreifache Konsonanz überhaupt zustande kommt. Das ist sicher der Fall bei mnd. *des bat*, aus *des de bat* oder *destebat*; vgl. meine Geschichte der deutschen Sprache S. 200; ferner in Fällen wie *Geroldesdorf* > *Gersdorf*, *Herlicarod* > *Harkerode* (S. 113); vgl. meine Nachweise in der Zs. des deutschen Sprachvereins 32, 12 und die Ausführungen von Miedel in der Zs. f. deutsche Mundarten 1919, 54, sowie von Lessiak, Carinthia 112, 34. Zu S. 36 trage ich *Molke* für *Moltke* nach; s. meine Geschichte der deutschen Sprache 222, S. 57 hätte Winteler's Aufsatz PBB, 14, 455 erwähnt werden können; S. 89: an den Wandel von *dorfte* > *dorste* derart, dass zunächst ein *s* als Uebergangslaut die dreifache Konsonanz schuf, um dann den anderen Laut herauszuwerfen, kann ich nicht glauben, um so weniger, als die beiden Verba auch im älteren Nhd. Vermischung erfahren haben; S. 118: zur Erklärung von *sunt* „sie sollen“, *went* „sie wollen“, ist die Unbetontheit heranzuziehen; „sie wollen“ heisst ja in der normalen Form mhd. nicht *sie welnt*, sondern *wellent*.

Giessen.

O. Behagel.

Briefe an Cotta. Das Zeitalter Goethes und Napoleons 1794 bis 1815. Herausgegeben von Maria Fehling. 1925. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. 530 S. 8°.

Es ist bis zur Unwahrscheinlichkeit erstaunlich, dass über den hervorragendsten Verlag und Verleger, den die deutsche Schrifttumsgeschichte zu nennen hat, bis heute kein zusammenfassendes Buch geschrieben worden ist, während kleinere und jüngere Buchhändler wie Brockhaus, Perthes, Zimmer längst ihre Biographen gefunden haben. Um so dankbarer nimmt man das neue Quellenwerk entgegen, das seinen reichen Inhalt auch in ein festliches Gewand gekleidet hat. Freilich ist es nur ein Torso; nur durch zwei Jahrzehnte lauschen wir den Gesprächen, die Deutschlands literarische Protagonisten mit J. G. Cotta führen, und vernehmen gar nicht die Antwort des Verlegers. So bietet das Buch nicht sowohl eine Chronik der Stuttgarter Buchhandlung als eine Dokumentensammlung zur deutschen Geistesgeschichte. Von Joh. v. Müller, Fichte, Schelling, den Brüdern Schlegel, L. Tieck, J. H. Voss und seinem Sohne Heinrich, von Jean Paul, Oehlenschläger, Z. Werner (um nur das Wichtigste zu nennen) erhalten wir wertvolle neue Kunde. Mit Nachdruck sei auf das (einem schon bekannten Briefe Goethes beiliegende) „Paroemion“

zu den „Wanderjahren“ hingewiesen (S. 108); interessante Notizen über Goethes „Farbenlehre“ (S. 53, 188 f.), den Publikumerfolg von „Faust“ I (S. 487), über Z. Werner (S. 60, 229), Fouqué (S. 330, 383), den „Klingklingel-almanach“ (S. 311/5, 356) mögen gleichfalls erwähnt sein. In dem an Umfang und Bedeutung der Briefschreiber geringeren politischen Teil der Publikation finden sich aufschlussreiche Stimmungsberichte aus den Kriegsjahren der napoleonischen Aera, denen der Historiker erwünschte Belehrung entnehmen wird.

Aber die Wissenschaft ist anspruchsvoll und undankbar. Die Gaben, die man ihr schenkt, besieht sie allemal mit strengem Blick und schmält, sind sie nicht untadelig. Und wie kritisch wird gar ihr Blick, wenn man ihr zu spät gibt, was sie längst forderte.

Es ist den Fachgenossen bekannt, dass der Verlag Cotta mit Rücksicht auf die vorliegende, seit mehreren Jahren geplante Publikation den Veranstalter kritischer Briefausgaben prinzipiell die Mitteilung einschlägiger Stücke verweigert hat. So mühevoll und der Forschung unentbehrliche Sammlungen wie Floecks Werner-; Schulz' Fichte-Briefe sind dadurch schwer geschädigt worden; auch meine eigene Edition ungedruckter Briefe von und an A. W. und F. Schlegel (deren erster Band der Askanische Verlag in Berlin soeben ausgibt) muss die an Cotta gerichteten entbehren. Nun besteht doch der Hauptsinn und -zweck solcher Sammlungen in der Zusammenfassung des Materials und seiner Bewältigung vermittelt ausgiebiger Register, und wer bewusst und absichtlich durch eigennützige Zurückhaltung wertvoller Materialien jenen Sinn und Zweck beeinträchtigt, wird sich den Vorwurf der Schädigung schon gefallen lassen müssen. Um so mehr, als die Zurückhaltung überhaupt nur verständlich wäre, wenn die Cottasche Publikation ausschliesslich Ungedrucktes enthielte; in Wahrheit ist aber etwa ein Viertel ihres Inhalts längst bekannt. Hätte es da viel ausgemacht, wenn noch weitere 50 Seiten schon eher gedruckt worden wären?

Und um wie vieles richtiger und eingehender würden die Briefe kommentiert worden sein, hätte man sie in die Hände der Spezialisten gelegt. Zwar hat sich die Herausgeberin reichliche Mühe gegeben, aber es übersteigt eben die Kenntnisse und die Kraft eines einzelnen, so vieler Briefschreiber Leben und Werk bis ins Detail zu überschauen. Ich gebe ein paar Berichtigungen und Zusätze: S. 228, 11: der von Schelling empfohlene Rezensent ist nicht K. von Jariges, sondern die eigene Gattin Caroline (vgl. E. Frank, Rezensionen über schöne Literatur von Schelling und Caroline, Heidelberger Sitzungsberichte, Phil.-histor. Klasse, 1912, 1. Abh., S. 24 ff., 50 ff.); S. 254: von seiner Abrede mit Jean Paul berichtet L. Tieck, Kritische Schriften II, S. 95; S. 259: der gelehrte Architekt ist Genelli; S. 264: die angeblich nicht vorhandenen kunsthistorischen Beiträge F. Schlegels sind seine bekannten „Briefe auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden etc.“, erschienen in seinem „Poetischen Taschenbuch“ 1806, S. 257—390; S. 266: die Bearbeitungen der altfranzösischen Rittergeschichten sind nicht von F. Schlegel, sondern von seiner Gattin Dorothea (die „Euryanthe“ von Helmina von Chézy) verfasst; S. 267: der unvollendete Ritterroman, gleichfalls Dorotheas Werk, heisst *Primaléone*; S. 273: die französische „Walstein“-Kritik erschien im Morgenblatt 1809 in zwei Extrabeilagen zu den Nr. 304/5.